



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Dill, Liesbeth: Eine Winterreise nach dem Westen : im Saargebiet

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Eine Winterreise nach dem Westen

Von Liesbet Dill

Im Saargebiet



Als ich meine Heimat, das Industriegebiet der Saar, im Frühjahr 1919 zum erstenmal nach dem Krieg wieder sah, fand ich ein äußerlich fast fremdes Land. Es war damals den Saarländern verboten, in ihre Heimat zurückzukehren, und ich irrte acht Tage an den geschlossenen Grenzen des Saarstaates umher, bis ein mitfühlender Amerikaner mir einen Weg wies, auf dem ich dann endlich in Saarbrücken landete. Ich reiste im März, in kalten Zügen mit vielstündiger Verspätung. Im Schneesturm mußte ich mich des Nachts um zwei Uhr im Hauptquartier der Amerikaner auf der Polizei „melden“, weil ich die Nacht in Coblenz verbringen mußte, konnte mir die Erlaubnis auf einer anderen Polizei stempeln lassen und mich dann auf die Wohnungssuche begeben, um in einer Schifferkneipe am Rhein des Nachts um drei in einem eiskalten Zimmer mit einer mir unbekanntem Dame ein Bett zu finden, in dem sicher mehr als ein Vorgänger bereits genächtigt hatte. Ich hatte neunundzwanzig Büros abgestanden, um mir Pässe, Erlaubnisscheine von deutschen, französischen, amerikanischen Behörden zu erobern, ‚avis favorables‘ ‚cartes d'identité‘, ‚Sauf-Conduits‘ in braunen, grünen, weißen und roten Farben, und mich durch einen Stacheldraht von Hindernissen und Gesezen durchzuwinden, um meine Heimat wiederzusehen. Bajonette am Bahnhof, dunkelgelbe, in kastfarbene Mäntel gepreßte Annamiten empfingen die Ankommenden, und das, was die Amerikaner in Trier auf meinen weißen ‚Sauf-Conduit‘ geschrieben hatten, konnte der Sergeant in Saarbrücken nicht lesen. „Et moi non plus“, antwortete ich und ging an ihm vorbei. — Ich war zu Hause! In einer französischen Militärstadt, wimmelnd von Menschen, Autos, Lastwagen, Truppen, in der man alle Dialekte und Sprachen durcheinander, Französisch, Arabisch, Marokanisch, Chinesisch schwirren hörte, und wo man sich undrehte, wenn man einmal Deutsch vernahm. Später sah ich, daß dies nur ein äußerlicher Anstrich war, die alte Heimat war deutsch geblieben; wie deutsch, das haben jene Märztagge gezeigt, als die Zensur fiel und die Militär- einer Zivilherrschaft wich. . . Die Saarländer konnten wieder sprechen, und wieder singen. . . Sie durften es nicht, aber sie taten es. In endlosen Zügen zogen sie durch die Straßen, über die alten historischen Brücken, die Hügel hinauf und ins Tal und sangen ‚Deutschland, Deutschland über alles‘, . . und keine einzige Wache ließ sich sehen.

Ich mußte an Graf Luckners Gefangenschaft denken im Zuchthaus in England, da aus allen Zellen trotz der Bajonette und Verbote immer wieder einer anfang zu singen, und immer wieder dasselbe Lied ‚Deutschland, Deutschland.‘. Weshalb man uns um deswillen so hart anpackt, daß wir unsere Heimat lieben und sie in dieser Liebe über alle Länder stellen? Wahrhaftig, es gehört etwas dazu, das heutige Deutschland zu lieben, etwas, das nicht auszurotten ist, auch nicht mit Ausweisen, mit Zuchthaus und nicht mit dem Tod. Auf den Konzertprogrammen der Vereine im besetzten Saargebiet steht heute gedruckt: „es ist verboten, patriotische Lieder zu singen“, aus den Kantinen der Arbeiter müssen die Putzfrauen die Bilder der Hohenzollern und Bismarcks herausnehmen, und das alte deutsche Lied hört man

heute kaum mehr laut singen. Man hat gelernt, man ist still geworden und vorsichtiger. Es hilft ja doch nichts. Fünfzehn Jahre wird die Besatzung bleiben, fünfzehn Jahre lang werden die Bergleute Kohlen für Frankreich graben, fünfzehn Jahre lang werden wir die Besatzung bezahlen, und unsere Wohnungen mit Fremden teilen, die unser kleines Land überschwemmt haben.

Daß man hier unten nach fünfzehn Jahren freiwillig französisch wird, diesen Glauben haben die weitsichtigen, klugen Franzosen allmählich aufgegeben. Es war nicht das Land, das Herr Maurice Barrès geschildert hat, es war ein fremder Stamm, der die Franzosen empfing in schweigender Trauer, und die Paraden mit Fackelzügen, die erst jeden Samstag über die Brücken zogen, haben sehr bald aufgehört wegen Mangels an Zuschauern. Diesen Samstag Fackelzug zu Ehren Bismarcks, am nächsten Samstag einen für Foch. — Man kann so rasch nicht umlernen, nicht in einem so kerndeutsch und national empfindenden Land wie an der Saar.

Die Franzosen äußern sich entzückt über die Saarlandschaft und ihre Städte; wie schön, wie reich, wie sauber... O nein, es war schön und reich und sauber, aber jetzt ist alles mit einer schwarzen Schmutzkruste überzogen, als gäbe es keine Straßenreinigung mehr, die Städte machen einen verkommenen Eindruck für den, der sie früher in ihrem schmucken Kleid gekannt. Die „neuen Reichen“ haben von den Patrizierhäusern Besitz genommen und die alten Familien verdrängt. Die Möglichkeit, auf die merkwürdigsten Arten über Nacht reich zu werden, war an der Grenze immer groß, aber vielleicht nie so wie heute. Man kann reich werden von einem Waggon Seide, den man herüberschmuggelt, von einem Paket Salvarsan, dem Verkauf einer Baracke oder eines gestempelten Frachtscheins, der sehr begehrt ist... Andere leben von der Ausgabe von Pässen, der Vermittlung geheimer Abschlüsse, die Seife, Fett und Maschinen betreffen, kurz, jeder versucht zu leben.

Das Saargebiet ist abhängig von Kohle und Erz. Der Erzbesitz in Lothringen ist verloren gegangen, alles deutsche Eigentum ist dort sequestriert und liquidiert worden. Man muß aber Lothringens Erze haben und man bekommt sie auch weiter von dort. Aber man muß das Erz jetzt in Franken bezahlen, das ist der Unterschied. Man muß sich erst mit dem französischen Besitzer einigen, ob er es überhaupt den deutschen Werken abgibt. Dadurch, daß jetzt fast durchschnittlich 60 v. H. französisches Kapital in die deutschen Werke geflossen ist, wird dieser Handel ermöglicht und erleichtert.

Das neue Metz

Ich sah es zum erstenmal im Frühjahr 1920 wieder. Es war damals schwer, einen Paß nach Lothringen zu bekommen nach den Märztagen. Der „Sarreois“ war im Kurs gesunken, und man konnte mit seiner roten Saarkarte keinen Staat mehr machen, aber ich kam doch hin. Ich sah das stille Lothringen mit seinen ausgestorbenen kleinen Garnisonen, den leeren Straßen, die alte Festung kam mir wie ein Kirchhof vor mit ihren leeren Denkmalssockeln, und der leeren Markthalle, in der, obwohl alle Schätze eines reichen Landes darin aufgehäuft waren, ich fast die einzige Käuferin war. Die alte Kathedrale stand unverfehrt in ihrem leuchtend gelben Sandstein. Der steinernen Figur

„Guilleaumes“ waren die Fesseln abgenommen, das Standbild selbst darf nicht entfernt werden, weil es der Erzbischof geweiht hat; die Lothringer sind gläubige Katholiken, und so stand er noch in seiner steinernen Kapuze am Eingang des Doms. Dem „Poilu“ dagegen, der seinen Absatz auf den deutschen Sturmhelm setzt auf der Esplanade, den man an Stelle des gestürzten alten Kaisers hingesezt, war der Fuß und der Kopf abgerissen worden. Der Täter wurde gerade gesucht... Auf dem Sockel standen die Worte: „Von seinem dankbaren Volk.“

In diesem Winter empfing mich Metz etwas lebendiger, man hatte inzwischen die Garnison verstärkt, man sah wieder Damen auf der Straße, die Geschäfte sahen nicht mehr so kümmerlich aus, und die Opern wurden nicht mehr mit Klavierbegleitung gegeben, man hatte ein kleines, bescheidenes Orchester zusammengebracht. Aber das Theater ist meist leer, wie die Straßen, die Kinos, die Restaurants. Man hörte mehr Deutsch wie je in Metz, der zurückgebliebene Stamm von Beamten und Arbeitern ist in deutsche Schulen gegangen, und obwohl auf der Post angeschrieben steht, daß man sich der französischen Sprache zu bedienen habe, sprach man einfach deutsch. In der Schule gibt es „Vocheklassen“, die auch untereinander spielen und sich keineswegs zurückgesetzt fühlen. Die Esplanade war leer, einige himmelblaue Mäntel der Offiziere, die mit ihren Spazierstöckchen an den leeren Denkmälern vorbeisclendern, einige in schwarze Pelz- oder Plüschmäntel bis an die Nasenspitze eingewickelte Damen trippelten in hochgestöckelten Schuhchen vor mir her; es war nicht mehr das alte Metz, ach nein, es war eine kleine Garnison, sehr eng, sehr provinzial...

Verdun

Der einzige Zug nach Verdun fährt 4 Uhr nachts von Metz ab. Er war eiskalt und leer — außer uns ein paar schlafende Poilus —, und er bummelte so gemächlich durch die Nacht, als sei es gleichgültig, wann er irgendwo ankäme. Das Kohlenbecken von Bionville lag hinter mir, der Zug durchschneidet die Hochebene, auf der sich nur selten das Licht eines schlafenden Dorfes zeigt oder die schlanke Silhouette eines Schornsteines, der Mauerrand eines Kirchhofs mit einem sterbenden Christus am Holzkreuz. Es war kalt, am Himmel blinkten noch die Sterne. In Conflans konnte man sich in dem Wartesaal wärmen, ein eiserner Ofen brannte, „es ist noch ein deutscher“, sagte der Kellner, „den haben uns die Boches gelassen“, und er setzte auf den kleinen Marmortisch den dampfenden schwarzen Kaffee in hohen Gläsern, während Madame in dicken Filzparisern herbeischlürfte, um das Feuer zu schüren. Um uns her Bauern, Soldaten, Viehhändler, die gähnen und schnarchen und vor ihren Apéritifs sitzen. Ich hatte von allen Seiten Warnungen mit auf den Weg bekommen, aber ich sagte: „Meine Herren, ich lebe in Halle, vor was sollen wir uns denn noch fürchten?“ In Halle... davon haben selbst die Franzosen gehört... Vous les avez vu de près. „Sie“ sind in diesem Falle die Bolschewisten, von denen sich der militärische Franzose so weit, weit entfernt fühlt. Dann saß ich wieder im Zug. — Das Land erwacht langsam im Morgengrauen eines Novembertags, kurz vor Stain beginnen die Zerstörungen, die pays dévastés dehnen sich erdfarben, darüber ein melan-

holischer lilafarbener Rauch wie die Farbe der Herbstzeitlosen, weite Strecken, Bombensfelder, Granattrichter an Granattrichter. Hier und dort stehen Baracken, die man an Stelle der verschwundenen Dörfer hingesezt hat. Um ein ödes verlorenes Bahnhöfchen gruppiert sich das ehemalige Dorf, zehn Hütten aus Holz oder Weinstockzelte, deren Dach im Winde flattert, das unvermeidliche ‚Café de deux gares‘, die boulangerie, das Stationsgebäude, das ist alles. Dahinter tut sich die Wüste auf, schweigend und kahl, wie von einem Sturm leergefegt.

Am Himmel dämmerte langsam der Morgen auf, kahl und verödet dehnt sich die Ebene, und die fernen Hügel, die Verdun wie eine natürliche Festung umschließen, tauchen auf. Nacht, kahl im Morgengrauen, erinnern sie an die unfruchtbare Meeresküste des hohen Nordens, Ruinen erscheinen im Tal dahingestrent wie durch Zufall, die beiden charakteristischen Türme der Kathedrale erheben sich vor uns; aber was sich da im grauen Dunst aufreckt, ist nur noch ein Gerippe des einstigen Doms. Unter dächerlosen Ruinen hier und dort ein leuchtend rotes Ziegeldach, ein rauchender vereinzelter Schornstein unter verschüttetem Geröll, Verdun liegt vor mir. Die blaugrauen Staumeiher vor der Stadt glänzen wie Opale in der Sonne. Totenstill liegt der Kanal, leblos wie vergessen liegen ein paar Schiffe auf der Maas, deren erbsengelbes Wasser traurig dahinfließt. Auf dem kleinen Bahnhof ein paar Bauern, ein paar Soldaten und wir. Das Denkmal hinter dem Stationsgebäude stellt die Verteidiger Verduns aus einer früheren Kriegszeit darstellt, macht einen verwahrlosten Eindruck, das Gitter ist umgefallen, niemand kümmert sich darum, die Röhre trampeln drüber, die Soldaten. Rechts und links davon Buden, in denen alles feilgehalten wird, was der Soldat braucht: Postkarten, Kämmen, Spiegel und Süßigkeiten. Eine lehmige schmutzige Straße führt nach der Stadt, unter steinernen alten Torbogen betritt man die Geschäftsstraße. Zusammengestürzte Stadtviertel liegen noch so da, wie die Kanonade sie zugerichtet hat, die Steine sind zur Seite geschoben, aus den Trümmern ragt zuweilen ein Fensterbogen, eine tapetenbeklebte Wand, ein verbogener Kronleuchter, auf den Dächern wächst Gras und sogar ein Bäumchen . . . Andere Häuser stehen noch, mühsam aufgerichtet, durch schwere Balken gestützt, neigen sie sich müde einander zu, als wollten sie jede Minute zusammenbrechen.

Hier und dort sind einige Häuserreihen erhalten geblieben, Cafés mit lockendem Konzertprogramm laden ein, vor einem Restaurant stehen Körbe mit frischen Austern, an einer Ecke röstet ein Maronenverkäufer seine Früchte, auf dem Markt werden Fische geschuppt, der Franzose kennt keinen Feiertag in unserem Sinne. Die Glocken läuten, einige Kirchgänger begegnen uns in den leeren stillen Straßen. Die Rue Mazel besteht fast nur aus Mauern, in der Rue des Hauts-Fins scheinen alle Häuser am Zusammenbrechen, unbewohnt und zertrümmert bis in die Keller, lehnen sie sich traurig aneinander. Wo sind alle die Menschen, die einst hier wohnten, geblieben? Die Franzosen zucken die Achseln, irgendwo, in Baracken draußen oder in Paris untergetrochen, „wo Platz ist“. Sie nehmen es ergeben auf, man begegnet keiner lauten Klage, keinem Schimpfen auf die Regierung, das Schicksal ihres Landes ist traurig, aber sie sind Sieger. Sie sind so leidenschaftliche Patrioten, daß der Ruhm, über Deutschland den Sieg davongetragen zu haben, sie alles ertragen läßt. Zwölf Provinzen sind zerstört, elf Dörfer rings um Verdun hat die Erde verschlungen . . .

Man steigt wie in einem italienischen Dorf durch enge Gassen auf Steintreppen nach der Kathedrale hinauf, die auf der Höhe liegt. Nur eine kleine Kirchtür ist offen, der zerschossene Teil ist mit einer Bretterwand von dem weniger zerstörten abgetrennt. Eiskalt, verlassen, totenstill ist es in dem Dom. Dünne Kerzen knistern auf einem Altar, kümmerliche Lichtchen flackern, für irgendeine arme Seele aufgesteckt, eine Nonne kniet mit drei Kindern und zwei Soldaten in den Bänken, kein Orgelton, kein Priester, kein Gesang empfängt uns. Tiefe Stille lagert über dem hohen kühlen Kirchenschiff, in dem man friert. Nebenan das Gewölbe ist durch Balken notdürftig gestützt, der Himmel schaut durch seine zersprengten Bogen, und der Wind schüttelt die zersplitterten Glasscherben der Fenster auf unsere Köpfe. Ein ungemütlicher Aufenthalt.

Das Frühstück im „Coc hardi“, einem morschen alten Hotel zwischen Ruinen, ist ausgezeichnet. Für zehn Franken gibt es das beliebte Gericht „tripes“, ein pikant bereiteter Kuhmagen, den landesüblichen gigot mit Bohnen, einen Nachtmisch von Obst und Rahmkäse, dazu frisches Weißbrot in langen Stangen, das uns mit dem Burgunder über alle „tripes“ hinweghilft. Man wird zukommend bedient. Von dem angeblichen Fremdenzug ist hier nichts zu spüren, denn wir sind fast die einzigen Gäste in dem großen Lokal. Dann fährt uns ein Auto, das wir für 450 Mark gemietet haben, auf die Höhen. Auf dem Cimetière Militaire du Faubourg Pavé liegen die Soldatengräber in langen geraden Reihen, symmetrisch, kaum geschmückt, dazwischen hier und dort eine magere Zypresse, hoch im Wind die flatternde Tricolore. Die Deutschen liegen weiter oben, sagt der Wagenführer. Das Auto gleitet auf der breiten Fahrstraße aus der Stadt heraus, die Sonne ist herausgekommen und alles zeigt sich nun unverhüllt.

Die Schlachtfelder

Eine weite Hochebene, von nackten Hügeln eingeschlossen, tut sich auf. Der Ravin de la Dame, der „Totenweg“ durchschneidet das weite steinbestreute Feld. In die Hügel sind Unterstände eingegraben. Dort lagen die Deutschen, zeigt der Wagenführer, bis dahin sind sie gekommen. Und wir schauen hinein in jene dumpfen gährenden verlassenen Erdhöhlen, wo vielleicht ein Bekannter von uns in Regen und Schlamm gefessen hat.

Jener Hügel am Ravin de la Mort gleicht einem Bienenhaus mit seinen in den Berg gegrabenen Höhlen. Verlassen und kahl liegt der deutsche Kirchhof droben auf der Höhe, ungeschmückt die Gräber, keine Fahne bezeichnet die Ruhestätte unserer Toten. Wer käme auch hier herauf?

Doch drüben links steigt plötzlich etwas Gespenstiges auf. Reihen weißer Kreuze schimmern dort in unabsehbarer Ausdehnung, kerzengerade aufgerichtet stehen sie auf der Hochebene, wie eine Gespensterparade: der Kirchhof der fünftausend Amerikaner... Das Auto rast vorbei. Es weht kalt von dort herüber. Nun sind wir auf der Höhe angekommen, das Auto hält, und wir suchen uns den Weg über die Schlachtfelder, unendliche Flächen, lehmsfarben und aufgewühlt, auf denen sich nichts mehr zeigt, als Kreuze und gasversengte Baumruinen.. Man geht in den Granattrichtern bergauf, bergab, der Fuß bleibt im zähen Lehmboden stecken. Manches deutsche Geschütz, das sich

hier heraufgearbeitet hatte, ist hier zusammengeschossen worden! Schützengräben durchschneiden die Hochebene, mit Rohr an beiden Seiten ausgepölkert. Ich steige hinein. Auf schwankenden Brettern geht es bergan. Man hatte uns von allen Seiten vor dem Betreten dieser Schlachtfelder gewarnt, es liegen noch zuviel Granaten in dieser Erde, auf die man plötzlich treten kann. Aber vor diesen Eindrücken versinkt der Gedanke an ein Einzelschicksal. Es ist, als sei man in eine Urwelt zurückversetzt. Ein Schild auf steinüberstreutem Gelände starrt uns an. Fleury ... das heißumstrittene Dorf, das mancher Deutsche gekannt hat. Nichts mehr davon ist übrig geblieben, kein Haus, kein Brunnen, kein Mauerstrand, keine Straße, nur sein Name ... Fleury. Ringsum Totenstille; unser Fuß tritt auf Gräber Vergessener, nur der Wind singt hier oben sein eintöniges Lied.

Die Feste Douaumont tut sich auf mit ihrem verschütteten Gemäuer, den verlassenen Wallgräben, dem zerrissenen Stacheldraht, das sich auf seinem Gerölbe gen Himmel reckt und an das gesträubte Haar eines Leichnams erinnert. Leere Hölse empfangen uns, dumpfe, feuchte Rasematten. Hier ein alter Stiefel, eine tote Maus, ein verrosteter Feldkessel, leere Drahtbetten ... Es riecht nach Moder und Toten, nach Vergessenheit. Die Erinnerung an die große Gasexplosion im Frühjahr 1916 wird hier wach. Nur wenige haben sich aus jenen kleinen Fenstern retten können, indem sie in die Wallgräben sprangen, und auch dort sind viele umgekommen, die, in der Finsternis nach einem Weg suchend, vom Stacheldraht aufgefangen, betäubt liegen blieben ... Ringsum einzelne Gräber. „Un Inconnu“ steht auf dem Kreuz. Seinen verrosteten Sturmhelm hat man ihm auf das Grab gelegt. Wer darunter liegt? Wer weiß es ..

Im Tal erheben die Domglocken ihr ernstes Geläut. Die Sonne hat sich hinter den Hügeln gesenkt und verbreitet ein rosenrotes Licht über dieser traurigen Verlassenheit. Ein weihewoller Ernst liegt über der Landschaft, ein tiefer Friede ... In der Ferne liegt Baux, ebenfalls eine Ruine; fern im Nebel taucht das zerstörte Esnes auf mit seinen verstreuten Ruinen im Tal, das viele der Unsrigen noch als blühendes Dorf gekannt haben. Wir wenden uns zum Gehen, es ist zuviel ...

Ich bin eigentlich auf Schlachtfeldern großgeworden. Meine Heimat ist von Erinnerungen an viele Kriege bedeckt. Aber was sind jene Schlachtfelder von Spichen, Gravelotte und St. Privat gegen diesen ungeheuren Kirchhof von Verdun, auf dem sich alle Schrecken des Völkerrkriegs vereinigt zu haben scheinen? Im Heruntergehen suche ich zwischen den deutschen Gräbern nach einem grünen Zweig, einer Blume, aber ich finde nichts, kein Grasshalm wächst hier oben ...

Von einem französischen Generalsäbeler erfuhr ich, daß Verdun im März 1916 bereits aufgegeben war. Die Offiziere waren beauftragt, die Bevölkerung zum Fliehen vorzubereiten, da kam ein neuer General aus Paris, ein Führer, der Verduns Schicksal nicht verloren gab und mit fester Hand dazwischen packte. Verdun hielt sich, Douaumont fiel und Verdun war gerettet, par un miracle ...

Unsere Armee hat im Feld den zähesten geduldigsten und bedürfnislosesten Gegner in den Franzosen gefunden. Und wenn man jetzt den Franzosen in seinem Lande besucht, findet man ein nüchternes, von Leichtsinne weit entferntes, anspruchsloses, arbeitames und sehr geduldiges Volk mit gesundem Sinn für das Nächste

liegende und von kräftiger Körperbeschaffenheit. Es gibt genug französische Offiziere, die Bewunderer unserer Heerführer sind, die unser Schicksal nicht der Tollkühnheit dieser Heerführer zuschreiben, sondern unseren Diplomaten und der feindlichen Übermacht, die unsere Leiden während der Blockade bewundern und gestehen, daß Frankreich nicht solange den Hunger ertragen hätte. Ich will das letztere dahingestellt sein lassen, aber was ich beim Anblick von Verdun und den zerstörten Gebieten empfunden habe, war: ich glaube kaum, daß wir es geduldig ertragen hätten, unser Land von feindlichen und den eigenen Kanonen derartig zurichten zu lassen.

Ein kleines Intermezzo an der Zollgrenze

Auf dem Rückweg . . . Mit einem ‚d’où venez-vous?‘ betritt der Zollbeamte auf der letzten Saarstation mein Abteil. Ich antwortete wahrheitsgemäß ‚de Metz‘, aber ich merke sofort, daß ich besser ‚de Sarrebrück‘ gesagt hätte, denn er beginnt meinem Koffer eine unheimliche Aufmerksamkeit zuzuwenden, ich muß alles herausnehmen, Er durchsucht ihn auf Franken, ich muß den Paß vorzeigen, den roten Saarpas, ‚vous êtes Sarrooise?‘ Strenger Blick auf Bild und mein Gesicht, mit gerunzelter Stirn liest er. ‚Quelle profession avez-vous?‘ Ich sage, daß ich keine Profession ausübe. Doch, hier steht es ja, und der Strenge weist auf den Paß, wo allerdings unter Profession ‚Chefrau‘ geschrieben steht. Das kann er nämlich nicht lesen. Ich erkläre, daß meine Profession darin bestehe, daß ich verheiratet bin. Der ganze Abteil schmunzelt, der Gestrenge ärgert sich, daß ihm das passiert ist, nun will er auch meine Handtasche sehen, er geht energisch vor. Da ist doch noch ein Papier ‚que vous cachez dans l’autre‘ . . . mein Paß nach Verdun. Er zieht ihn erstaunt hervor. ‚Was haben Sie in Verdun zu suchen?‘ Nun beginnt ein scharfes Verhör, der ganze Zug interessiert sich allmählich dafür, und die anderen Mitreisenden lauschen mit dem unbehaglichen Gefühl daß sie nun bald drankommen. Der Zug hält dreiviertel Stunden . . . Nachdem er weder Silber, noch Franken, noch Tabak bei mir gefunden hat, geht er, ohne sich um die anderen zu kümmern, die nur deutsch antworten. Das kann man sich merken. Das heißt, sicher ist nichts auf Zollstationen. Das nächste Opfer ist eine französisch sprechende Dame, die aus Metz kommt, sie wird mit ihrem Handtäschchen in einer Wellblechbaracke aufs gründlichste untersucht. Ein wohlbeleibter Herr mit kariertem Reisemütze wird betastet von dem Gestrengen.

Woher kommen Sie?

Aus Metz.

Haben Sie Franken bei sich?

Keine Antwort, da der Angeredete kein Französisch versteht.

Ich frage, ob Sie Geld bei sich haben, und wieviel?

Achselzucken des lächelnden Dicken. Geld? Natürlich hat er Geld bei sich.

Wieviel zum Ruckuck, hunderttausend Franken?

O nein, der Dicke öffnet gemächlich seine Reisetasche, achthundert vielleicht, zur Reise. Das Verhör geht in strengem Ton weiter.

„Donnerwetter“, sagt einer neben mir, „besser han mir’s awer aach nit gekonnt“.

Was sind Sie?

Kaufmann . .

Ich meine, was Sie für eine Nationalität haben? Sind Sie Franzose?
Kopfschütteln des Dicken.

Deutscher?

Kopfschütteln.

Sacre nom, ich frage, ob Sie Türke, Araber oder Indianer sind?

Ich bin Elsäffer, erwidert der Dike gemüthlich . . .

Ein grimmig verächtlicher Blick mißt ihn vom Kopf bis zu den Zehen.

Alsacien! Und kann nicht einmal Französisch! Er läßt ihn stehen, seinen
Landsmann, diesen Elsäffer, der kein Franzose sein will.

Eine ganze Landesgeschichte kann man erleben in einer Viertelstunde da
unten in meiner Heimat . . .

So nun geh't's nach Deutschland, sagt aufatmend mein Nachbar, als sich
endlich der Zug hinter Türkmühle in Bewegung setzt.



Weltspiegel

Zwischen London und X . . . „Liebe Kinder! Ich stehe ein bißchen schüchtern vor euch da. Ich bin gewohnt, mit Männern zusammen zu sein, die nicht meiner Meinung sind und die nicht glauben wollen, was ich ihnen sage. Und dann werde ich böse und fange an zu schreien. Aber euch, was wollt ihr, daß ein alter milder Mann, der bald im Jenseits wird Rechnung ablegen müssen, euch sage? Ich habe Kinder sehr lieb. Ich bin sehr gerührt über eure Kundgebung und danke der Oberin dafür. Ich sehe, daß man euch hier lieb hat und daß die Oberin das Geheimnis besitzt, sich Gehorsam zu schaffen, ohne daß sie böse zu werden braucht, ohne böse Augen zu machen oder immerfort zu drohen. Der Oberin gehorcht man auch auf ein Lächeln hin und ihre Autorität beruht auf Sanftheit, Wohlwollen und Adel der Seele. Wenn ihr groß werdet und in die Welt kommt, werdet ihr sehen, daß es da anders zugeht . . . Ich hatte die Ehre, fast mein ganzes Leben in der Regierung zuzubringen, und wir haben immer für Frankreich gearbeitet. Es rührt mich zu sehen, wie hier die Ordensbrüder und Schwestern das gleiche tun. Wir sind nicht immer Freunde gewesen, aber eigentlich freue ich mich darüber, weil uns das nämlich Gelegenheit gegeben hat, hinterdrein viel bessere Freunde zu werden . . . Ich bitte um Verzeihung, wenn ich euch von all diesen ernstern Dingen spreche, ihr werdet sie besser verstehen, wenn ihr groß geworden seid. Nach ein paar Jahren, nach ein paar Monaten werdet ihr vielleicht hören, daß ich gestorben bin, dann bitte ich euch, an diesem Tage einmal an mich zu denken . . .“

Diese milde, weiche, ein wenig unbeholfene und menschlich ganz gelbste Rede stammt von einem sehr bösen alten Mann, den seine Freunde und Feinde mit einem Tier verglichen haben, das allgemein als Verkörperung blutdürstiger Grausamkeit gilt. Sie wurde im Oktober vor den Kindern der französischen Klosterschule in Singapur gehalten, und zwar von — Clemenceau. Vom Tiger. Vom Henker Deutschlands, vom Mitverfasser des Friedensvertrags.

Weshalb ich diese Rede herseze? Man soll auch von seinen Feinden lernen. Nämlich dies, daß es nicht in allen Momenten des Lebens und nicht einmal immer bei offiziellen Anlässen darauf ankommt, Staatsmann zu sein oder